

JOSEPHINE TEY

GEFANGEN AUF DEM DACHBODEN

DER FALL FRANCHISE



Josephine Tey

**Gefangen auf dem
Dachboden**

Der Fall Franchise

Inhaltsverzeichnis

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Impressum](#)

Kapitel 1

Es war vier Uhr an einem Frühlingsabend, und Robert Blair dachte daran, nach Hause zu gehen.

Das Büro schloss selbstverständlich erst um fünf. Aber wenn man der einzige Blair von Blair, Hayward and Bennet ist, geht man nach Hause, wann es einem beliebt. Und wenn das eigene Geschäft hauptsächlich aus Testamenten, Grundstücksübertragungen und Vermögensanlagen besteht, sind die eigenen Dienste am späten Nachmittag wenig gefragt. Und wenn man in Milford lebt, wo die letzte Post um 3.45 Uhr abgeht, hat der Tag längst vor vier Uhr jeden Schwung verloren, den er je gehabt haben mochte.

Es war nicht einmal wahrscheinlich, dass sein Telefon noch läuten würde. Seine Golfkameraden befanden sich inzwischen irgendwo zwischen dem vierzehnten und dem sechzehnten Loch. Niemand würde ihn zum Essen einladen, denn in Milford werden Einladungen zum Dinner noch immer mit der Hand geschrieben und mit der Post verschickt. Und Aunt Lin würde nicht anrufen, um ihn zu bitten, auf dem Heimweg den Fisch abzuholen, denn dies war ihr zweimal wöchentlicher Kinonachmittag, und im Augenblick war sie, sozusagen, erst zwanzig Minuten weit mit dem Hauptfilm.

So saß er da, in der trägen Atmosphäre eines Frühlingsabends in einem kleinen Marktstädtchen, starrte auf den letzten Sonnenfleck auf seinem Schreibtisch (jenem Mahagonischreibtisch mit den Messingeinlagen, mit dem sein Großvater die Familie skandalisiert hatte, als er ihn

aus Paris mit nach Hause brachte) und dachte daran, nach Hause zu gehen. In dem Sonnenfleck stand sein Teetablett; und es war bezeichnend für Blair, Hayward and Bennet, dass der Tee keine Sache eines lackierten Blechtablets und einer Küchentasse war. Punkt 3.50 Uhr trug Miss Tuff an jedem Werktag ein Lacktablett in sein Zimmer, bedeckt mit einem makellos weißen Tuch und beladen mit einer Tasse Tee aus blau gemustertem Porzellan und, auf einem dazu passenden Teller, zwei Keksen: Petit-Beurre montags, mittwochs und freitags, Vollkornkekse dienstags, donnerstags und samstags.

Während er es nun müßig betrachtete, dachte er, wie sehr es die Kontinuität von Blair, Hayward and Bennet verkörperte. An das Porzellan konnte er sich erinnern, solange er sich an überhaupt etwas erinnern konnte. Das Tablett hatte, als er noch sehr klein war, die Köchin zu Hause benutzt, um das Brot vom Bäcker hereinzuholen, und seine junge Mutter hatte es gerettet und ins Büro gebracht, damit es die blau gemusterten Tassen trage. Das Tuch war Jahre später mit dem Erscheinen von Miss Tuff hinzugekommen. Miss Tuff war ein Produkt der Kriegszeit; die erste Frau, die je in einer ehrbaren Anwaltskanzlei in Milford an einem Schreibtisch gesessen hatte. Eine ganze Revolution war Miss Tuff in ihrer einzelnen, linkischen, dünnen, ernsthaften Person. Doch die Kanzlei hatte die Revolution fast ohne Erschütterung überstanden, und nun, fast ein Vierteljahrhundert später, war es undenkbar, dass die dünne, graue, würdevolle Miss Tuff je eine Sensation gewesen sein sollte. Tatsächlich bestand ihre einzige Störung der uralten Routine in der Einführung des Tabletttuchs. In Miss Tuffs Elternhaus wurde nie eine Mahlzeit direkt auf ein Tablett gestellt; wenn es darauf ankam, wurde auch nie ein Kuchen direkt auf einen Teller gelegt; ein Tabletttuch oder ein Deckchen musste dazwischentreten. So hatte Miss Tuff das nackte Tablett

mit Argwohn betrachtet. Überdies hatte sie das Lackmuster als ablenkend, appetithemmend und „seltsam“ empfunden. Eines Tages also hatte sie von zu Hause ein Tuch mitgebracht; anständig, schlicht und weiß, wie es sich für etwas gehörte, von dem gegessen werden sollte. Und Roberts Vater, der das Lacktablett gemocht hatte, blickte auf das saubere weiße Tuch und war gerührt davon, wie sehr die junge Miss Tuff sich mit den Interessen der Kanzlei identifizierte, und so blieb das Tuch und war nun ebenso sehr Teil des Kanzleilebens wie die Urkundenkästen, das Messingschild und Mr. Heseltines alljährliche Erkältung.

Als sein Blick auf dem blauen Teller ruhte, auf dem die Kekse gelegen hatten, überkam Robert erneut jenes seltsame Gefühl in der Brust. Das Gefühl hatte nichts mit den beiden Vollkornkeksen zu tun; jedenfalls nicht im körperlichen Sinne. Es hatte mit der Unausweichlichkeit der Keksroutine zu tun; mit der gelassenen Gewissheit, dass es donnerstags Vollkorn und montags Petit-Beurre sein würde. Bis vor etwa einem Jahr hatte er an Gewissheit und Gelassenheit nichts auszusetzen gehabt. Er hatte sich nie ein anderes Leben gewünscht als dieses: dieses stille, freundliche Leben an dem Ort, an dem er aufgewachsen war. Er wünschte sich noch immer kein anderes. Doch ein- oder zweimal war ihm in letzter Zeit ein sonderbarer, fremder Gedanke durch den Kopf gegangen; unpassend und ungebeten. So gut er sich in Worte fassen ließ, lautete er: „Das ist alles, was du je haben wirst.“ Und mit dem Gedanken kam jenes augenblickliche Zusammenziehen in der Brust. Beinahe eine Panikreaktion; wie das Herzklopfen, das ihm als Zehnjährigem die Erinnerung an einen Zahnarzttermin verursacht hatte.

Das verärgerte und verwirrte Robert, der sich für einen glücklichen und vom Schicksal begünstigten Menschen

hielt, und obendrein für einen erwachsenen. Warum drängte sich ihm dieser fremde Gedanke auf und verursachte jenes bestürzte Zusammenschnüren unter den Rippen? Was hatte seinem Leben gefehlt, das ein Mann vermissen könnte?

Eine Ehefrau?

Aber er hätte heiraten können, wenn er gewollt hätte. Zumindest nahm er an, dass er es gekonnt hätte; es gab eine ganze Menge ungebundener Frauen in der Gegend, und sie zeigten keinerlei Anzeichen, ihn nicht zu mögen.

Eine hingebungsvolle Mutter?

Doch welche größere Hingabe hätte eine Mutter ihm geben können als die, die Aunt Lin ihm zuteilwerden ließ; die liebe, vernarrte Aunt Lin.

Reichtum?

Was hatte er je gewollt, das er nicht hätte kaufen können? Und wenn das nicht Reichtum war, dann wusste er nicht, was Reichtum sein sollte.

Ein aufregendes Leben?

Aber er hatte nie Aufregung gewollt. Keine größere Aufregung jedenfalls, als ein Tag auf der Jagd sie bot oder ein Gleichstand am sechzehnten Loch.

Dann was?

Wozu der Gedanke „Das ist alles, was du je haben wirst“?

Vielleicht, dachte er, während er auf den blauen Teller starrte, auf dem die Kekse gelegen hatten, lag es nur

darán, dass die kindliche Haltung des Etwas-Wunderbares-kommt-morgen im Menschen unbewusst fortbestand, solange sie verwirklicht werden konnte, und dass sie sich erst nach dem vierzigsten Lebensjahr, wenn ihre Erfüllung unwahrscheinlich wurde, ins bewusste Denken drängte; ein verlorenes Stück Kindheit, das nach Aufmerksamkeit verlangte.

Gewiss hoffte er, Robert Blair, von ganzem Herzen, dass sein Leben bis zu seinem Tod das bleiben würde, was es war. Seit seiner Schulzeit hatte er gewusst, dass er in die Kanzlei eintreten und eines Tages seinem Vater nachfolgen würde; und er hatte mit gutmütigem Mitleid auf Jungen geblickt, die keine fertige Nische im Leben hatten; die kein Milford voller Freunde und Erinnerungen erwartete; die keinen Anteil an jener englischen Kontinuität hatten, wie Blair, Hayward and Bennet sie bot.

Es gab heutzutage keinen Hayward mehr in der Kanzlei; seit 1843 hatte es keinen gegeben; aber ein junger Spross der Bennets bewohnte in diesem Augenblick das hintere Zimmer. Bewohnen war das treffende Wort, denn es war höchst unwahrscheinlich, dass er irgendeine Arbeit verrichtete; sein Hauptinteresse im Leben bestand darin, Gedichte von einer so ursprünglichen Originalität zu schreiben, dass nur Nevil selbst sie verstehen konnte. Robert missbilligte die Gedichte, sah aber über den Müßiggang hinweg, denn er konnte nicht vergessen, dass er, als er dasselbe Zimmer bewohnt hatte, seine Zeit damit verbracht hatte, Mashie-Schläge in den Ledersessel zu üben.

Das Sonnenlicht glitt von der Kante des Tablett, und Robert beschloss, dass es Zeit war zu gehen. Wenn er jetzt ginge, könnte er die High Street hinunter nach Hause gehen, ehe die Sonne vom Gehsteig der Ostseite

verschwunden war; und die Milforder High Street hinunterzugehen war noch immer eines der Dinge, die ihm bewusstes Vergnügen bereiteten. Nicht dass Milford ein Schaustück gewesen wäre. Man hätte es überall südlich des Trent hundertfach finden können. Aber auf seine selbstvergessene Art verkörperte es das gute Leben, wie es England seit dreihundert Jahren kannte. Von dem alten Wohnhaus, das bündig mit dem Gehsteig abschloss, in dem Blair, Hayward and Bennet untergebracht waren und das in den letzten Jahren der Regierung Karls des Zweiten errichtet worden war, floss die High Street in sanftem Gefälle nach Süden – georgianischer Backstein, elisabethanisches Fachwerk, viktorianischer Stein, Regency-Stuck – hin zu den edwardianischen Villen hinter ihren Ulmen am anderen Ende. Hier und da, zwischen dem Rosé und Weiß und Braun, tauchte eine Fassade aus schwarzem Glas auf, die sich dreist behauptete wie ein überkandidelter Parvenü auf einer Gesellschaft; doch die guten Manieren der übrigen Gebäude ließen sie verblassen. Selbst die Filialbetriebe waren mit Milford glimpflich umgegangen. Zwar prahlte das Scharlachrot und Gold eines amerikanischen Kaufhauses am Südenende mit seinem grellen Versprechen und beleidigte täglich Miss Truelove, die das elisabethanische Relikt gegenüber mithilfe der Backkunst ihrer Schwester und des Rufs von Anne Boleyn als Teestube führte. Doch die Westminster Bank hatte, mit einer Demut, wie sie seit den Tagen des Zinswuchers selten geworden war, die Weavers Hall für ihre Zwecke hergerichtet, ohne auch nur einen Hauch von Marmor; und Soles, der pharmazeutische Großhandel, hatte das alte Wisdom-Anwesen übernommen und seine hohe, überrascht wirkende Fassade unangetastet gelassen.

Es war eine schöne, heitere, geschäftige kleine Straße, durchsetzt von gekappten Lindenbäumen, die aus dem Gehsteig wuchsen; und Robert Blair liebte sie.

Er hatte gerade die Füße unter sich gezogen, um aufzustehen, als sein Telefon läutete. Anderswo auf der Welt, das versteht sich, lässt man Telefone in Vorzimmern läuten, wo ein Untergebener das Ding abnimmt und nach dem Anliegen fragt und sagt, wenn man die Güte habe, einen Augenblick zu warten, werde sie einen „durrrchstellen“, und man wird dann mit der gewünschten Person verbunden. Doch nicht in Milford. Dergleichen würde in Milford nicht geduldet. Wenn man in Milford John Smith anruft, erwartet man, dass John Smith persönlich abnimmt. Als das Telefon an jenem Frühlingsabend bei Blair, Hayward and Bennet also läutete, läutete es auf Roberts Schreibtisch aus Messing und Mahagoni.

Immer wieder sollte Robert sich später fragen, was geschehen wäre, wenn jener Anruf eine Minute später gekommen wäre. In einer Minute, sechzig wertlosen Sekunden, hätte er seinen Mantel vom Haken in der Diele genommen, den Kopf ins gegenüberliegende Zimmer gesteckt, um Mr. Heseltine zu sagen, dass er für heute Feierabend mache, wäre hinaus in das blasse Sonnenlicht getreten und die Straße hinunter davon gewesen. Mr. Heseltine hätte sein Telefon abgenommen, als es läutete, und der Frau gesagt, dass er gegangen sei. Und sie hätte aufgelegt und es bei jemand anderem versucht. Und alles, was folgte, hätte für ihn nur von rein akademischem Interesse sein können.

Doch das Telefon läutete rechtzeitig; und Robert streckte die Hand aus und nahm den Hörer ab.

„Spreche ich mit Mr. Blair?“, fragte eine Frauenstimme; eine Altstimme, die normalerweise, wie er fand, eine selbstsichere gewesen wäre, jetzt aber atemlos oder gehetzt klang. „Oh, ich bin so froh, dass ich Sie noch erreicht habe. Ich fürchtete schon, Sie wären für heute

gegangen. Mr. Blair, Sie kennen mich nicht. Mein Name ist Sharpe, Marion Sharpe. Ich lebe mit meiner Mutter in The Franchise. Das Haus draußen an der Straße nach Larborough, Sie wissen schon.“

„Ja, ich kenne es“, sagte Blair. Er kannte Marion Sharpe vom Sehen, so wie er jeden in Milford und Umgebung kannte. Eine große, schlanke, dunkle Frau von etwa vierzig Jahren; mit einer Vorliebe für leuchtende Seidentücher, die ihre zigeunerhaft dunkle Hautfarbe noch hervorhoben. Sie fuhr einen klapprigen alten Wagen, von dem aus sie vormittags ihre Einkäufe machte, während ihre weißhaarige alte Mutter hinten saß, aufrecht und zart und unpassend und auf irgendeine Weise stumm protestierend. Im Profil sah die alte Mrs. Sharpe aus wie Whistlers Mutter; wandte sie einem das volle Gesicht zu und traf einen die Wucht ihres hellen, blassen, kalten Möwenauges, sah sie aus wie eine Sibylle. Eine ungemütliche alte Person.

„Sie kennen mich nicht“, fuhr die Stimme fort, „aber ich habe Sie in Milford gesehen, und Sie sehen aus wie ein gütiger Mensch, und ich brauche einen Anwalt. Ich meine, ich brauche jetzt einen, in diesem Augenblick. Der einzige Anwalt, mit dem wir je zu tun haben, sitzt in London – eine Londoner Kanzlei, meine ich – und eigentlich ist sie nicht einmal unsere. Wir haben sie nur mit einer Erbschaft geerbt. Aber jetzt bin ich in Schwierigkeiten und brauche rechtlichen Beistand, und ich erinnerte mich an Sie und dachte, dass Sie –“

„Wenn es um Ihren Wagen geht –“, begann Robert. „In Schwierigkeiten“ bedeutete in Milford eines von zwei Dingen: einen Beschluss in einer Vaterschaftssache oder einen Verstoß gegen die Verkehrsvorschriften. Da der Fall Marion Sharpe betraf, würde es das Letztere sein; aber das machte keinen Unterschied, denn in keinem der beiden

Fälle war Blair, Hayward and Bennet wahrscheinlich von Interesse. Er würde sie an Carley verweisen, den gewieften Burschen am anderen Ende der Straße, der in Gerichtsfällen schwelgte und dem man im Volksmund die Fähigkeit zuschrieb, den Teufel selbst aus der Hölle freizubekommen. („Ihn auf Kaution herauszuholen!“, sagte einmal jemand abends im Rose and Crown. „Er würde mehr tun als das. Er würde uns alle dazu bringen, eine Ehrengabe von je einer Guinee für den alten Sünder zu unterzeichnen.“)

„Wenn es um Ihren Wagen geht –“

„Wagen?“, sagte sie vage; als sei es in ihrer gegenwärtigen Welt schwer zu erinnern, was ein Wagen war. „Ach so. Nein. Ach nein, es ist nichts dergleichen. Es ist etwas viel Ernsteres. Es geht um Scotland Yard.“

„Scotland Yard!“

Für diesen stillen, biedereren Landanwalt und Gentleman, Robert Blair, war Scotland Yard so exotisch wie Xanadu, Hollywood oder Fallschirmspringen. Als guter Bürger stand er auf vertrautem Fuß mit der örtlichen Polizei, und damit endete seine Verbindung zum Verbrechen. Am nächsten war er Scotland Yard gekommen, als er einmal mit dem örtlichen Inspektor Golf spielte; einem netten Kerl, der ein sehr sicheres Spiel zeigte und sich gelegentlich, wenn es zum neunzehnten Loch kam, zu milden Indiskretionen über seinen Beruf hinreißen ließ.

„Ich habe niemanden *ermordet*, falls Sie das denken“, sagte die Stimme hastig.

„Die Frage ist: Sollen Sie jemanden ermordet haben?“ Was immer sie getan haben sollte, dies war eindeutig ein Fall für Carley. Er musste sie zu Carley abschieben.

„Nein; es ist überhaupt kein Mord. Ich soll jemanden entführt haben. Oder verschleppt, oder so etwas. Ich kann es am Telefon nicht erklären. Und ich brauche ohnehin jetzt jemanden, sofort, und –“

„Aber wissen Sie, ich glaube nicht, dass ich überhaupt der bin, den Sie brauchen“, sagte Robert. „Ich verstehe so gut wie nichts vom Strafrecht. Meine Kanzlei ist nicht darauf eingerichtet, einen Fall dieser Art zu behandeln. Der Mann, den Sie brauchen –“

„Ich will keinen Strafverteidiger. Ich will einen Freund. Jemanden, der mir beisteht und dafür sorgt, dass man mir nicht übel mitspielt. Ich meine, der mir sagt, was ich nicht zu beantworten brauche, wenn ich nicht will, und dergleichen. Dafür braucht man doch keine Ausbildung im Strafrecht, oder?“

„Nein, aber Sie wären weit besser bei einer Kanzlei aufgehoben, die mit Polizeisachen vertraut ist. Eine Kanzlei, die –“

„Sie wollen mir sagen, dass das nicht ‚meine Kragenweite‘ ist; so ist es doch, nicht wahr?“

„Nein, natürlich nicht“, sagte Robert hastig. „Ich finde ganz aufrichtig, dass es klüger wäre, wenn Sie –“

„Wissen Sie, wie ich mir vorkomme?“, fiel sie ihm ins Wort. „Ich komme mir vor wie jemand, der in einem Fluss ertrinkt, weil er sich nicht ans Ufer hochziehen kann, und statt mir die Hand zu reichen, weisen Sie mich darauf hin, dass das andere Ufer viel besser zum Hinaufklettern ist.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Aber im Gegenteil“, sagte Robert, „ich kann Ihnen einen fachkundigen Aus-dem-Fluss-Zieher besorgen; eine erhebliche Verbesserung gegenüber meinem laienhaften Selbst, das versichere ich Ihnen. Benjamin Carley weiß mehr über die Verteidigung Angeklagter als irgendjemand zwischen hier und –“

„Was! Dieser schreckliche kleine Mann mit den gestreiften Anzügen!“ Ihre tiefe Stimme schnellte hinauf und brach, und wieder herrschte einen Moment Schweigen. „Es tut mir leid“, sagte sie gleich darauf mit normaler Stimme. „Das war töricht. Aber sehen Sie, als ich Sie eben anrief, geschah es nicht, weil ich dachte, Sie würden die Dinge geschickt anstellen“ („Etwa nicht?“, dachte Robert), „sondern weil ich in Schwierigkeiten war und den Rat von jemandem aus meiner eigenen Welt wollte. Und Sie sahen aus wie jemand aus meiner Welt. Mr. Blair, bitte kommen Sie doch. Ich brauche Sie *jetzt*. Es sind Leute von Scotland Yard hier im Haus. Und wenn Sie das Gefühl haben, dass es nichts ist, in das Sie verwickelt sein möchten, können Sie es hinterher ja immer noch an jemand anderen weitergeben; nicht wahr? Aber vielleicht gibt es am Ende gar nichts, in das man verwickelt sein müsste. Wenn Sie nur herauskämen und für ein Stündchen ‚meine Interessen wahrnehmen‘ oder wie Sie das nennen, geht vielleicht alles vorüber. Ich bin sicher, irgendwo steckt ein Irrtum. Könnten Sie das nicht bitte für mich tun?“

Alles in allem dachte Robert Blair, dass er das könnte. Er war zu gutmütig, um eine vernünftige Bitte abzuschlagen – und sie hatte ihm ein Hintertürchen gelassen, falls es schwierig würde. Und im Übrigen wollte er sie, wenn er es recht bedachte, doch nicht Ben Carley zum Fraß vorwerfen. Trotz ihrer *bêtise* mit den gestreiften Anzügen sah er ihren Standpunkt ein. Wenn man etwas getan hatte und ungeschoren davonkommen wollte, war Carley

zweifelloos ein Geschenk des Himmels; war man aber verwirrt und in Not und unschuldig, dann würde Carleys forsches Wesen vermutlich keine sehr gegenwärtige Hilfe sein.

Trotz allem wünschte er sich, als er den Hörer auflegte, dass die Miene, die er der Welt zeigte, eine abweisendere wäre – Calvin oder Caliban, das war ihm gleich, solange nur fremde Frauenzimmer davon abgehalten wurden, sich in ihrer Not auf seinen Schutz zu werfen.

Was für eine Art von Schwierigkeit konnte eine „Entführung“ wohl sein, fragte er sich, während er um die Ecke zur Garage in der Sin Lane ging, um seinen Wagen zu holen? Gab es ein solches Delikt überhaupt im englischen Recht? Und wen um alles in der Welt könnte sie entführen wollen? Ein Kind? Irgendein Kind mit „Aussichten“? Trotz des großen Hauses draußen an der Straße nach Larborough erweckten sie den Eindruck, sehr wenig Geld zu haben. Oder irgendein Kind, das sie von seinen rechtmäßigen Vormündern „misshandelt“ glaubten? Das war möglich. Die alte Frau hatte das Gesicht einer Fanatikerin, wenn er je eine gesehen hatte; und Marion Sharpe selbst sah aus, als wäre der Scheiterhaufen ihre natürliche Stütze, wären Scheiterhaufen nicht aus der Mode gekommen. Ja, es war wahrscheinlich irgendein unbedacht angelegtes Stück Menschenfreundlichkeit. Festhalten „in der Absicht, Eltern, Vormund usw. ihres Gewahrsams zu berauben“. Er wünschte, er erinnerte sich besser an seinen *Harris and Wilshere*. Er konnte aus dem Stegreif nicht sagen, ob das ein Verbrechen war, mit Zuchthaus in Aussicht, oder bloß ein Vergehen. „Entführung und Freiheitsberaubung“ hatten die Akten von Blair, Hayward and Bennet nicht mehr befleckt seit Dezember 1798, als der Gutsherr von Lessows, reichlich angeheitert vom festtäglichen Rotwein, die junge Miss

Gretton bei einem Ball im Hause Gretton quer über den Sattelknauf genommen hatte und mit ihr durch das Hochwasser davongeritten war; und über das Motiv des Gutsherrn bei jener Gelegenheit bestand natürlich nicht der geringste Zweifel.

Nun ja; zweifellos würden sie jetzt, da der Einbruch von Scotland Yard in ihre Pläne sie aufgeschreckt hatte, der Vernunft zugänglich sein. Er selbst war von Scotland Yard ein wenig aufgeschreckt. War das Kind so bedeutend, dass es eine Sache für die Zentrale war?

Drüben in der Sin Lane geriet er in den üblichen Krieg, entwand sich ihm aber. (Etymologen sagen, falls es Sie interessiert, dass das „Sin“ lediglich eine Verballhornung von „sand“ sei, doch die Einwohner Milfords wissen es natürlich besser; ehe jene Gemeindehäuser auf den niedrigen Wiesen hinter der Stadt gebaut wurden, führte die Gasse geradewegs zum Liebespfad im High Wood.) Quer über die schmale Gasse, einander gegenüber in immerwährender Feindschaft, standen der örtliche Mietstall und die neueste Garage der Stadt. Die Garage scheuchte die Pferde auf (so behauptete der Mietstall), und der Mietstall verstopfte die Gasse fortwährend mit Fuhren von Stroh und Futter und allerlei Zeug (so behauptete die Garage). Überdies wurde die Garage von Bill Brough, ehemals R.E.M.E., und Stanley Peters, ehemals Royal Corps of Signals, betrieben; und der alte Matt Ellis, ehemals King's Dragoon Guards, sah in ihnen die Vertreter einer Generation, welche die Kavallerie vernichtet hatte und eine Beleidigung für die Zivilisation war.

Im Winter, wenn er auf die Jagd ging, bekam Robert die Version der Kavallerie zu hören; den Rest des Jahres lauschte er dem Royal Corps of Signals, während sein Wagen abgewischt, geölt, betankt oder herbeigeholt wurde.

Heute wollten die Signals wissen, worin der Unterschied zwischen schriftlicher und mündlicher Verleumdung bestehe und was genau eine Ehrverletzung ausmache. War es eine Ehrverletzung, von einem Mann zu sagen, er sei „ein Pfuscher mit Blechbüchsen, der eine Schraubenmutter nicht von einer Eichel unterscheiden könne“?

„Weiß ich nicht, Stan. Muss ich mir überlegen“, sagte Robert hastig und drückte auf den Anlasser. Er wartete, während drei müde Mietgäule zwei dicke Kinder und einen Reitknecht von ihrem Nachmittagsausritt zurückbrachten („Sehen Sie, was ich meine?“, sagte Stanley im Hintergrund), und lenkte den Wagen dann in die High Street.

Am Süden der High Street gingen die Läden allmählich in Wohnhäuser über, deren Stufen unmittelbar an den Gehsteig grenzten, dann in Häuser, die ein Stück zurückgesetzt waren und Säulenvorbauten vor den Türen hatten, dann in Villen mit Bäumen in den Gärten, und dann, ganz plötzlich, in Felder und freies Land.

Es war Ackerland; ein Land aus endlosen, von Hecken gesäumten Feldern und wenigen Häusern. Ein reiches Land, doch einsam; man konnte Meile um Meile fahren, ohne einem anderen Menschen zu begegnen. Still und selbstgewiss und unverändert seit den Rosenkriegen reihte sich von Hecken gesäumtes Feld an von Hecken gesäumtes Feld, und Horizont verschmolz mit Horizont, ohne jeden Bruch im Muster. Nur die Telegrafmasten verrieten das Jahrhundert.

Jenseits des Horizonts lag Larborough. Larborough waren Fahrräder, Handfeuerwaffen, Heftzwecken, Cowan's Cranberry Sauce und eine Million Menschenseelen, die Tür an Tür in schmutzigem rotem Backstein lebten; und in

regelmäßigen Abständen brach es aus seinen Grenzen aus in einer atavistischen Sehnsucht nach Gras und Erde. Doch im Milforder Land gab es nichts, was ein Volk angezogen hätte, das zu seinem Gras und seiner Erde sowohl Aussichten als auch Teestuben verlangte; wenn Larborough in die Ferien ging, zog es geschlossen westwärts zu den Bergen und ans Meer, und der weite Landstrich nördlich und östlich davon blieb einsam und still und unvershandelt, wie er es seit den Tagen der Sonne in Pracht gewesen war. Es war „langweilig“; und durch dieses Verdammungsurteil war es gerettet.

Zwei Meilen draußen an der Straße nach Larborough stand das Haus, das man The Franchise nannte; an die Straße gesetzt mit der Beziehungslosigkeit einer Telefonzelle. In den letzten Tagen der Regentschaftszeit hatte jemand das als The Franchise bekannte Feld gekauft, mitten hinein ein flaches weißes Haus gebaut und das Ganze dann mit einer hohen, massiven Backsteinmauer umgeben, in der zur Straßenseite hin, in der Mitte, ein großes Doppeltor von der Höhe der Mauer angebracht war. Es stand in keiner Beziehung zu irgendetwas in der umgebenden Landschaft. Keine Wirtschaftsgebäude im Hintergrund; nicht einmal Seitenpforten in die angrenzenden Felder. Ställe waren, der Zeit gemäß, hinter dem Haus errichtet worden, doch sie lagen innerhalb der Mauer. Der Ort war so beziehungslos, so abgesondert wie ein am Wegesrand verlorenes Kinderspielzeug. Solange Robert zurückdenken konnte, war es von einem alten Mann bewohnt gewesen; vermutlich demselben alten Mann, aber da die Leute von The Franchise stets in Ham Green eingekauft hatten, dem Dorf auf der Larborough zugewandten Seite, hatte man sie in Milford nie zu Gesicht bekommen. Und dann hatten Marion Sharpe und ihre Mutter angefangen, zum vormittäglichen Einkaufsbild in Milford zu gehören, und

man verstand, dass sie The Franchise geerbt hatten, als der alte Mann gestorben war.

Wie lange waren sie nun schon dort, fragte sich Robert. Drei Jahre? Vier Jahre?

Dass sie nicht gesellschaftlich in Milford Einzug gehalten hatten, besagte nichts. Die alte Mrs. Warren, die vor schlappen fünfundzwanzig Jahren die erste der ulmenbeschatteten Villen am Ende der High Street gekauft hatte, in der Hoffnung, die Luft der Midlands werde ihrem Rheuma besser bekommen als das Meer, wurde noch immer als „jene Dame aus Weymouth“ bezeichnet. (Es war übrigens Swanage.)

Überdies hatten die Sharpes vielleicht gar keinen gesellschaftlichen Anschluss gesucht. Sie hatten eine merkwürdige Art, sich selbst zu genügen. Ein- oder zweimal hatte er die Tochter auf dem Golfplatz gesehen, wie sie (vermutlich als Gast) mit Dr. Borthwick spielte. Sie schlug den Ball weit wie ein Mann und gebrauchte ihre dünnen braunen Handgelenke wie ein Profi. Und das war alles, was Robert über sie wusste.

Als er den Wagen vor dem hohen Eisentor zum Stehen brachte, stellte er fest, dass bereits zwei andere Wagen dort standen. Es bedurfte nur eines Blickes auf den näheren – so unauffällig, so gepflegt, so diskret –, um ihn zu erkennen. In welchem anderen Land der Welt, fragte er sich, während er aus dem eigenen Wagen stieg, gibt sich die Polizei Mühe, wohlerzogen und leise zu sein?

Sein Blick fiel auf den weiter entfernten Wagen, und er sah, dass es Hallams war; der örtliche Inspektor, der auf dem Golfplatz ein so sicheres Spiel zeigte.

In dem Polizeiwagen saßen drei Personen: der Fahrer und, im Fond, eine Frau mittleren Alters und etwas, das entweder ein Kind oder ein junges Mädchen zu sein schien. Der Fahrer betrachtete ihn mit jenem milden, geistesabwesenden, alles wahrnehmenden Polizeiblick und wandte den Blick dann ab, doch die Gesichter im Fond konnte er nicht sehen.

Das hohe Eisentor war geschlossen – Robert konnte sich nicht erinnern, es je offen gesehen zu haben –, und mit freimütiger Neugier stieß Robert die eine schwere Hälfte auf. Das schmiedeeiserne Zierwerk des ursprünglichen Tores war, einem viktorianischen Bedürfnis nach Abgeschlossenheit folgend, mit flachen Platten aus Gusseisen hinterlegt worden; und die Mauer war zu hoch, als dass von innen irgendetwas zu sehen gewesen wäre; sodass er, abgesehen von einem fernen Blick auf das Dach und die Schornsteine, The Franchise noch nie gesehen hatte.

Sein erstes Gefühl war Enttäuschung. Es lag nicht an dem Eindruck, dass das Haus bessere Tage gesehen hatte – obgleich der unverkennbar war; es lag an seiner schieren Hässlichkeit. Entweder war es zu spät gebaut worden, um an der Anmut einer anmutigen Epoche teilzuhaben, oder dem Erbauer hatte das Auge eines Architekten gefehlt. Er hatte sich der Formensprache seiner Zeit bedient, doch sie war ihm offenbar nicht eigen gewesen. Alles war ein klein wenig verkehrt: die Fenster um einen halben Fuß zu groß, um nicht viel mehr falsch platziert; die Tür von verkehrter Breite und die Freitreppe von verkehrter Höhe. Das Gesamtergebnis war, dass das Haus statt der milden Zufriedenheit seiner Epoche einen harten Blick hatte. Einen feindseligen, fragenden Blick. Während Robert über den Hof auf die wenig einladende Tür zuing, wusste er, woran es ihn erinnerte: an einen Hund, den die Ankunft

eines Fremden jäh aus dem Schlaf gerissen hat, der sich auf die Vorderläufe stützt, einen Moment lang unschlüssig, ob er angreifen oder bloß bellen soll. Es hatte denselben Was-haben-Sie-hier-zu-suchen?-Ausdruck.

Ehe er klingeln konnte, wurde die Tür geöffnet; nicht von einem Dienstmädchen, sondern von Marion Sharpe.

„Ich habe Sie kommen sehen“, sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich wollte nicht, dass Sie klingeln, denn meine Mutter ruht sich nachmittags aus, und ich hoffe, wir können diese Angelegenheit erledigen, bevor sie aufwacht. Dann braucht sie nie etwas davon zu erfahren. Ich bin Ihnen für Ihr Kommen dankbarer, als ich sagen kann.“

Robert murmelte etwas und bemerkte, dass ihre Augen, die er als ein leuchtendes Zigeunerbraun erwartet hatte, in Wahrheit ein graues Haselnussbraun waren. Sie zog ihn in die Diele, und als er seinen Hut auf eine Truhe legte, bemerkte er, dass der Läufer auf dem Boden abgewetzt war.

„Das Gesetz wartet hier drin“, sagte sie, stieß eine Tür auf und führte ihn in einen Salon. Robert hätte sie gern einen Augenblick allein gesprochen, um sich zu orientieren; aber jetzt war es zu spät, das vorzuschlagen. Offensichtlich wollte sie es so.

Auf der Kante eines perlbestickten Stuhls saß Hallam und sah verlegen aus. Und am Fenster, ganz behaglich in einem sehr schönen Hepplewhite-Stück, saß Scotland Yard in Gestalt eines noch jungen, hageren Mannes in einem gut geschnittenen Anzug.

Als sie aufstanden, nickten Hallam und Robert einander zu.

„Sie kennen Inspektor Hallam also?“, sagte Marion Sharpe.
„Und dies ist Detective-Inspector Grant von der Zentrale.“

Robert bemerkte das „Zentrale“ und wunderte sich. Hatte sie irgendwann schon einmal mit der Polizei zu tun gehabt, oder mochte sie einfach den leicht reißerischen Klang des Wortes „Yard“ nicht?

Grant gab ihm die Hand und sagte:

„Ich bin froh, dass Sie gekommen sind, Mr. Blair. Nicht nur um Miss Sharpes willen, sondern auch um meiner selbst willen.“

„Ihretwegen?“

„Ich konnte schlecht fortfahren, ehe Miss Sharpe irgendeine Art von Beistand hatte; freundschaftlichen, wenn nicht rechtlichen, doch wenn rechtlich, umso besser.“

„Verstehe. Und wessen klagen Sie sie an?“

„Wir klagen sie keiner Sache an –“, begann Grant, doch Marion unterbrach ihn.

„Ich soll jemanden entführt und verprügelt haben.“

„*Verprügelt?*“, sagte Robert verblüfft.

„Ja“, sagte sie mit einer Art Genuss an der Ungeheuerlichkeit. „Grün und blau geschlagen.“

„Sie?“

„Ein Mädchen. Sie sitzt jetzt draußen vor dem Tor in einem Wagen.“

„Ich denke, wir fangen besser am Anfang an“, sagte Robert und klammerte sich an das Normale.

„Vielleicht erkläre besser ich es“, sagte Grant sanft.

„Ja“, sagte Miss Sharpe, „tun Sie das. Schließlich ist es Ihre Geschichte.“

Robert fragte sich, ob Grant den Spott bemerkte. Er wunderte sich auch ein wenig über die Gelassenheit, die sich, während Scotland Yard auf einem ihrer besten Stühle saß, noch Spott leisten konnte. Am Telefon hatte sie nicht gelassen geklungen; sie hatte gehetzt geklungen, halb verzweifelt. Vielleicht war es die Gegenwart eines Verbündeten, die ihr Mut gemacht hatte; oder vielleicht hatte sie auch nur ihren zweiten Atem gefunden.

„Kurz vor Ostern“, begann Grant in der knappen Art der Polizei, „fuhr ein Mädchen namens Elisabeth Kane, das bei seinen Pflegeeltern in der Nähe von Aylesbury lebte, für einen kurzen Urlaub zu einer verheirateten Tante in Mainshill, dem Vorort von Larborough. Sie fuhr mit dem Überlandbus, denn die Busse der Linie London-Larborough kommen durch Aylesbury und auch durch Mainshill, ehe sie Larborough erreichen; sie konnte also in Mainshill aussteigen und war dann drei Minuten zu Fuß vom Haus ihrer Tante entfernt, statt erst nach Larborough hineinfahren und den ganzen Weg wieder herausfahren zu müssen, wie es bei einer Bahnfahrt nötig gewesen wäre. Nach Ablauf einer Woche erhielten ihre Pflegeeltern – ein Mr. und eine Mrs. Wynn – eine Ansichtskarte von ihr, in der sie schrieb, sie amüsiere sich sehr und bleibe noch länger. Sie verstanden das so, dass sie für die Dauer ihrer Schulferien bleiben werde, was weitere drei Wochen bedeutete. Als sie am Tag vor dem geplanten Schulbeginn nicht auftauchte, hielten sie es für selbstverständlich, dass

sie bloß die Schule schwänzte, und schrieben ihrer Tante, sie möge sie zurückschicken. Statt zur nächsten Telefonzelle oder zum nächsten Telegrafenamts zu gehen, eröffnete die Tante den Wynns in einem Brief, dass ihre Nichte sich vor vierzehn Tagen auf den Rückweg nach Aylesbury gemacht habe. Der Briefwechsel hatte den größten Teil einer weiteren Woche in Anspruch genommen, sodass das Mädchen, als die Pflegeeltern damit zur Polizei gingen, bereits seit vier Wochen vermisst wurde. Die Polizei traf alle üblichen Maßnahmen, doch ehe sie richtig in Gang kommen konnte, tauchte das Mädchen wieder auf. Sie kam eines Nachts spät, nur mit einem Kleid und Schuhen bekleidet und in einem Zustand völliger Erschöpfung, in ihr Zuhause bei Aylesbury gegangen.“

„Wie alt ist das Mädchen?“, fragte Robert.

„Fünfzehn. Fast sechzehn.“ Er wartete einen Augenblick, um zu sehen, ob Robert weitere Fragen hatte, und fuhr dann fort. (Wie ein Anwalt zum anderen, dachte Robert anerkennend; eine Art, die zu dem Wagen passte, der so unauffällig am Tor stand.) „Sie sagte, sie sei in einem Wagen ‚entführt‘ worden, aber das war zwei Tage lang die einzige Auskunft, die irgendjemand aus ihr herausbekam. Sie verfiel in einen halb bewusstlosen Zustand. Als sie etwa achtundvierzig Stunden später wieder zu sich kam, begann man, ihre Geschichte aus ihr herauszubekommen.“

„Man?“

„Die Wynns. Die Polizei wollte sie natürlich, doch sie wurde hysterisch, sobald die Polizei auch nur erwähnt wurde, sodass man sie aus zweiter Hand erfahren musste. Sie sagte, während sie an der Kreuzung in Mainshill auf ihren Rückbus gewartet habe, sei am Bordstein ein Wagen mit zwei Frauen darin vorgefahren. Die jüngere Frau, die fuhr,

habe sie gefragt, ob sie auf einen Bus warte und ob sie sie ein Stück mitnehmen dürften.“

„War das Mädchen allein?“

„Ja.“

„Warum? Hat sie niemand verabschiedet?“

„Ihr Onkel war bei der Arbeit, und ihre Tante war fort, um bei einer Taufe Patin zu stehen.“ Wieder hielt er inne, um Robert Gelegenheit zu weiteren Fragen zu geben, falls ihm danach war. „Das Mädchen sagte, sie warte auf den Londoner Überlandbus, und man sagte ihr, der sei bereits vorbeigefahren. Da sie mit sehr wenig Spielraum an der Kreuzung eingetroffen war und ihre Uhr nicht eben genau ging, glaubte sie das. In der Tat hatte sie schon vor dem Halten des Wagens befürchtet, sie habe den Bus verpasst. Es bekümmerte sie, denn es war inzwischen vier Uhr, es begann zu regnen und wurde dunkel. Die beiden waren sehr mitfühlend und schlugen vor, sie an einen Ort mitzunehmen, dessen Namen sie nicht verstand, wo sie in einer halben Stunde einen anderen Bus nach London nehmen könne. Sie nahm das dankbar an und stieg neben der älteren Frau hinten in den Wagen.“

Ein Bild stieg in Roberts Vorstellung auf: die alte Mrs. Sharpe, aufrecht und einschüchternd, an ihrem gewohnten Platz hinten im Wagen. Er warf einen Blick auf Marion Sharpe, doch ihr Gesicht war gelassen. Dies war eine Geschichte, die sie bereits gehört hatte.

„Der Regen trübte die Scheiben, und sie sprach unterwegs mit der älteren Frau über sich selbst, sodass sie wenig darauf achtete, wohin sie fuhren. Als sie endlich ihre Umgebung wahrnahm, war der Abend draußen vor den Fenstern ganz dunkel geworden, und ihr schien, als seien

Bahndamm entlang, die Felder schimmerten von Butterblumen, aber die Welt war für Robert graue Asche und Nieselregen.

Er sah dem Londoner Zug nach, der sie davontrug, und ging nach Hause, fragte sich dabei, wie er Milford ertragen sollte ohne die Hoffnung, Marions schmales braunes Gesicht wenigstens einmal am Tag zu sehen.

Aber alles in allem ertrug er es recht gut. Er fing wieder an, nachmittags Golf zu spielen; und obwohl ein Ball für ihn künftig immer ein „Stück Guttapercha“ bleiben würde, hatte sich seine Form nicht ernstlich verschlechtert. Er erfreute Mr. Heseltines Herz, indem er Interesse an der Arbeit zeigte. Er schlug Nevil vor, sie könnten gemeinsam die Akten auf dem Dachboden sichten und katalogisieren und vielleicht ein Buch daraus machen. Als drei Wochen später Marions Abschiedsbrief aus London eintraf, schlossen sich die weichen Falten des Milforder Lebens bereits wieder um ihn.

Mein lieber, lieber Robert, (schrieb Marion),

dies ist nur ein hastiges Auf-Wiedersehen, um Ihnen zu sagen, dass wir beide an Sie denken. Übermorgen fliegen wir mit der Morgenmaschine nach Montreal. Jetzt, da der Augenblick beinahe da ist, haben wir entdeckt, dass wir uns beide nur an das Gute und Schöne erinnern und dass alles andere zu vergleichsweiser Bedeutungslosigkeit verblasst. Vielleicht ist das nur Wehmut im Voraus. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass es immer ein Glück sein wird, mich an Sie zu erinnern. Und an Stanley und Bill – und an England.

In Liebe von uns beiden und voller Dankbarkeit

Marion Sharpe.

Er legte den Brief auf seinen Schreibtisch aus Messing und Mahagoni. Legte ihn nieder in den nachmittäglichen Sonnenfleck.

Morgen um diese Zeit würde Marion nicht mehr in England sein.

Es war ein trostloser Gedanke, aber es blieb nichts übrig, als vernünftig damit umzugehen. Was, in der Tat, ließ sich schon dagegen tun?

Und dann geschahen drei Dinge auf einmal.

Mr. Heseltine kam herein und meldete, Mrs. Lomax wolle wieder einmal ihr Testament ändern, und ob er sogleich zum Hof hinausfahren könne.

Aunt Lin rief an und bat ihn, auf dem Heimweg den Fisch abzuholen.

Und Miss Tuff brachte ihm seinen Tee.

Einen langen Augenblick betrachtete er die beiden Digestive-Kekse auf dem Teller. Dann schob er mit sanfter Endgültigkeit das Tablett aus dem Weg und griff zum Telefon.

Kapitel 24

Der Sommerregen schlug mit trostloser Beharrlichkeit auf das Flugfeld. Hin und wieder hob der Wind ihn empor und strich damit in einem einzigen langen Pinselstrich über die Abfertigungsgebäude. Der überdachte Gang zur Maschine nach Montreal war an beiden Seiten offen, und die Passagiere beugten die Köpfe gegen das Wetter, während sie langsam in einer Reihe hineintraten. Robert, der am Ende der Schlange vorrückte, konnte Mrs. Sharpes flachen schwarzen Satinhut sehen und die kurzen weißen Haarsträhnen, die der Wind umherwehte.

Als er an Bord der Maschine ging, saßen sie bereits, und Mrs. Sharpe kramte schon in ihrer Handtasche. Während er den Gang zwischen den Sitzreihen hinaufging, blickte Marion auf und sah ihn. Ihr Gesicht leuchtete auf vor Freude und Überraschung.

„Robert!“, sagte sie. „Sind Sie gekommen, um uns zu verabschieden?“

„Nein“, sagte Robert. „Ich reise mit dieser Maschine.“

„Reisen!“, sagte sie und starrte ihn an. „*Sie?*“

„Es ist ein öffentliches Verkehrsmittel, wissen Sie.“

„Ich weiß, aber – Sie reisen nach Kanada?“

„Das tue ich.“

„Wozu?“

„Um meine Schwester in Saskatchewan zu besuchen“, sagte Robert mit gespielter Sittsamkeit. „Ein weitaus besserer Vorwand als ein Vetter an der McGill.“

Sie begann zu lachen; leise und hemmungslos.

„Ach, Robert, mein Lieber“, sagte sie, „Sie können sich nicht vorstellen, wie widerwärtig Sie sind, wenn Sie so selbstgefällig dreinschauen!“

ENDE